

Unfassbare Wunder

Gespräche mit Holocaust-
Überlebenden in Deutschland,
Österreich und Israel

Alexandra Förderl-Schmid
Konrad Rufus Müller





Widmung

Für Ari Rath,
der 1938 Österreich verlassen musste
und 14 Jahre lang Chefredakteur
der „Jerusalem Post“ war

Unfassbare Wunder

Gespräche mit Holocaust-
Überlebenden in Deutschland,
Österreich und Israel

Alexandra Förderl-Schmid
Konrad Rufus Müller

Böhlau Verlag
Wien Köln Weimar

Danksagung

Für die Vermittlung von Gesprächen
möchten wir besonders
Hella Goldfein und Josi Girsch sowie
Johannes Strasser danken.

Alexandra Förderl-Schmid

Ich bedanke mich für tatkräftige Hilfe
bei meinen Freunden Carmen,
Lars, Jasmin, Thomas und Hannes.

Konrad Rufus Müller

Gespräch mit Heribert Prantl _____ 6

M. und I. Bergida _____ 12

Hugo Brainin _____ 22

Arik Brauer _____ 30

Giselle Cykowicz _____ 38

Gideon Eckhaus _____ 46

Marko Feingold _____ 52

Helga Feldner-Busztin _____ 58

Mosche Frumin _____ 64

Rudolf Gelbard _____ 70

Rosa Girsch _____ 76

Sidonie Goldstein _____ 82

Roman Haller _____ 88

Amnon Berthold Klein _____ 96

Viktor Klein _____ 104

Charlotte Knobloch _____ 112

Daisy Koeb _____ 118

Harry Merl _____ 124

Rachel Oschitzki _____ 132

Manfred Rosenbaum _____ 138

Liese Scheiderbauer _____ 146

Horst Selbiger _____ 154

Otto Stark _____ 162

Eva Umlauf _____ 170

Malwina Braun _____ 178

**„Ein politisches
Testament, eine
aufrüttelnde
Botschaft an die
Gesellschaft.“**

Heribert Prantl im Gespräch
mit Alexandra Förderl-Schmid
und Konrad Rufus Müller

Prantl: Sie haben 25 Überlebende porträtiert, der Jüngste ist 74, der Älteste 105 Jahre alt. Darunter ist auch Charlotte Knobloch, die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern. Besonders beeindruckt hat mich ein Satz von ihr: dass sie nicht weiß, ob es in 10 Jahren noch jüdisches Leben gibt in Deutschland. Ich habe Charlotte Knobloch immer als sehr zuversichtlich erlebt, was das Miteinander der Religionen betrifft. Ihr Pessimismus überrascht mich. Zieht er sich durch bei den Porträtierten?

Föderl-Schmid: Ja, fast alle blicken pessimistisch in die Zukunft. Das Spannende an diesem Projekt war, dass wir Menschen in Deutschland, Österreich und Israel getroffen haben mit vielen gemeinsamen Erfahrungen während der Nazizeit. Das hat ihren Blick auf Ereignisse in der Gegenwart geschärft. Sie haben unterschiedliche Perspektiven, abhängig von dem Land, in dem sie leben. Aber alle registrieren sehr genau, worüber berichtet wird: immer mehr antisemitische Vorfälle in Deutschland und die Regierungsbeteiligung der FPÖ in Österreich. Das löst bei den Überlebenden der Shoah vieles aus.

Müller: Ich habe mich mein ganzes Leben für dieses Thema interessiert. Ich komme aus einem katholischen Elternhaus mit starken Bezügen zu jüdischen Freunden meiner Eltern. Mein Vater war Geschäftsführer in einem Tuchladen in Berlin, die Kunden waren fast alle Nazis. Der Eigentümer ist dann Ende der Dreißigerjahre emigriert und die Nazis haben dann meinem Vater das Geschäft angeboten und er hat das abgelehnt. Das werde ich ihm nie vergessen. Der Religionslehrer meiner Mutter war Clemens August Graf von Galen.

Prantl: Bevor er der „Löwe von Münster“, der große Bischof und Kardinal geworden ist, der öffentlich gegen die von den Nazis so genannte „Vernichtung unwerten Lebens“ aufgetreten ist.

Müller: Meine früheste Erfahrung, was die Judenvernichtung angeht, war, dass mir mein Vater ein Buch geschenkt hat, das 1947 erschienen ist: „Der SS-Staat“. Da war ich 8 Jahre alt. Mich hatten auch Berliner Jesuiten sehr früh in diese unglaubliche Geschichte eingeweiht. Als ich ein Porträt von Alexandra über

eine Holocaust-Überlebende gelesen hatte, habe ich ihr geschrieben und sie gefragt: „Warum machen wir nicht ein Buch zusammen?“ Sie hat sofort zugesagt.

Prantl: Was ich spannend und erschütternd finde, ist diese umfassende Skepsis, die alle Porträtierten äußern. Kurz vor unserem Gespräch habe ich bei einer Veranstaltung Frau Knobloch gefragt: „Nehmen wir an, sie wären bayerische Innenministerin: Was würden sie machen in Bezug auf die AfD?“ Ihre Antwort war: „Verbieten!“ Mir scheint, dieser Wunsch, etwas zu tun, ist sehr ausgeprägt. Ist das bei den anderen Ihrer Gesprächspartner auch so zum Ausdruck gekommen?

Müller: Es gab manche, die gesagt haben: Wir sind ja nicht mehr die zukünftigen Opfer. Wir sind zu wenige.

Föderl-Schmid: Es sind im Moment stärker andere Gruppen im Visier. Aber diese Angst, dass so etwas oder so etwas Ähnliches wieder passiert, ist bei allen da. Und es gibt diesen starken Wunsch, diese Entwicklung stoppen zu können. Etwas, was manche damals versäumt haben, die gedacht haben: Uns kann nichts passieren. Der Vater ist für den Fronteinsatz im Ersten Weltkrieg ausgezeichnet worden, wir werden verschont. Das war dann nicht so. Weil viele damals die Zeichen der Zeit nicht erkannt haben, haben Überlebende jetzt das Gefühl, sie müssen etwas machen: aufschreien, eingreifen, aufmerksam machen.

Prantl: Antirassismus ist nicht etwas völlig Neues. Wir hatten das Attentat auf die israelische Mannschaft bei den Olympischen Spielen in München 1972, es gab das Attentat auf den jüdischen Verleger Shlomo Lewin in Erlangen 1980. Es gab schon vor Jahrzehnten Angriffe auf Juden, bevor noch Migranten attackiert wurden. Ist das Gefühl der Bedrohung noch gestiegen?

Föderl-Schmid: Ja. Weil viele nun eine Bedrohung von zwei Seiten sehen: Es gibt den Antisemitismus, der immer schon da war. In Österreich ist dieser braune Bodensatz noch viel stärker vorhanden. Und jetzt kommt ihrer Wahrnehmung nach durch den verstärkten Zuzug noch der Antisemitismus von Muslimen dazu. Einer hat es so formuliert: Das führt zu einer Gemengelage, aus der eine neue Art von

Holocaust entstehen kann. Der Historiker Timothy Snyder vertritt diese These auch in seinem Buch „Black Earth“.

Prantl: Es gibt die ganz furchtbaren Äußerungen von Alexander Gauland von der AfD, der sagt, der Holocaust sei „nur ein Vogelschiss“ in der langen deutschen Geschichte. Ich habe mich gefragt: Ist das etwas Neues? Dann ist mir ein Satz von Franz Josef Strauß aus den Sechzigerjahren eingefallen. Er hat gesagt, ein Volk, das solche Leistungen beim deutschen Wiederaufbau gezeigt habe, habe ein Recht, von Auschwitz nichts mehr hören zu wollen. Diese Flucht vor der Vergangenheit, aber gleichzeitig auch die Wattierung der Vergangenheit hat die Nachkriegszeit begleitet.

Müller: Herr Strauß war offiziell nie im KZ Dachau. Der erste Ministerpräsident, der dort war, war Edmund Stoiber. Das liegt direkt vor der Haustür. Gibt es dafür eine Erklärung?

Prantl: Ich glaube schon, dass es das Bestreben war, das umzusetzen, was Franz Josef Strauß gesagt hat: Es darf rechts von der CSU keine demokratisch legitimierte Partei geben. Dieses Spiel mit dem Antisemitismus gehört, so glaube ich, schon mit dazu. Beim Olympiaattentat hat Strauß stets die Einzeltätertheorie vertreten. Wenn es ein Attentat gab wie beim Oktoberfest und die Kundigen auf die Wehrsportgruppe Hoffmann verwiesen, eine neonazistische paramilitärische Vereinigung, die erst 1980 verboten wurde, haben die bayerischen Sicherheitsbehörden gesagt: Einzeltäter! Dann gab es, Jahrzehnte später, die neonazistische Terrorbande NSU, Nationalsozialistischer Untergrund: zehn Morde, zwei Bombenanschläge, zahlreiche Raubüberfälle. Wieder gingen die Ermittler jahrelang von Einzeltätern aus, der fremdenfeindliche Hintergrund der Taten wurde nicht ins Kalkül gezogen. Trotz alledem wurde vonseiten nichtjüdischer Deutscher immer ziemlich stolz auf die deutsche Aufarbeitung der Vergangenheit verwiesen. Wie beurteilen die von Ihnen Befragten das?

Müller: Sie machen zumindest Unterschiede in der Aufarbeitung zwischen Österreich und Deutschland aus.

Prantl: Also, Deutschland war besser?

Förderl-Schmid: Ja, genau. Aber einer, der jetzt in Israel lebt, hat folgende Worte regelrecht geschrien: Es gibt keine Wiedergutmachung! Das kann es gar nicht geben für sechs Millionen Ermordete!

Prantl: Wiedergutmachung ist ein komisches Wort.

Müller: Und einer hat gesagt: Niemals vergeben!

Förderl-Schmid: Deshalb bereitet vielen die AfD oder FPÖ Sorgen: Denn das ist die heutige Generation, nicht die damaligen Täter. Wie Frau Knobloch sagt: Im Parteiprogramm stehen Passagen, die jüdisches Leben in Deutschland bedrohen.

Prantl: Früher gab es in Deutschland auch schon die so genannten Republikaner, die NPD und die DVU.

Förderl-Schmid: Aber die waren keine relevante Größe im Vergleich zur AfD. Und die FPÖ ist in Österreich in der Regierung.

Prantl: Die deutschen Innenminister hatten den Versuch betrieben, vom Bundesverfassungsgericht die NPD verbieten zu lassen. Bei der NPD hat man gesagt, wegen des grassierenden Antisemitismus in ihrem Programm müsste man sie eigentlich verbieten, aber sie habe nicht die nötige Potenzialität. So fragt man sich jetzt, und da verstehe ich den Zorn von Charlotte Knobloch und anderen, warum geschieht jetzt nichts? Die AfD hat die Potenzialität, sie sitzt inzwischen in allen 16 Landtagen.

Förderl-Schmid: Und die AfD hat auch eine öffentliche Bühne. Es passieren ständig Tabubrüche nach dem Motto: Man wird doch noch einmal etwas sagen dürfen – etwa das mit dem Vogelschiss.

Müller: Gauland hat in dem Satz mit dem Vogelschiss noch dazu von der „tausendjährigen Geschichte“ gesprochen. Das fand ich besonders perfide.

Prantl: Betrachten wir die Jahrzehnte der so genannten Vergangenheitsbewältigung, schauen wir auf die Auschwitz-Prozesse, die von Generalstaatsanwalt Fritz Bauer betrieben wurden. Er war Jude und bei mir hat ein Satz von ihm immer Gänsehaut ausgelöst: „Wenn ich mein Dienstzimmer verlasse, bin ich in Feindesland.“ Bauer hat die Auschwitz-Prozesse als pädagogischen Prozess bezeichnet und die Pläne von Auschwitz an die Wand des Gerichtssaals gehängt. Es war ein Einschnitt in der deutschen Nachkriegsgeschichte. Und es gab den Kniefall Willy

Brandts vor dem Ghettomahnmal in Warschau. Und es gab das Verjährungsaufhebungsgesetz und schließlich das Holocaust-Mahnmal in Berlin. Es gab auch den Film „Schindlers Liste“ mit einer gewissen Popularisierung der so genannten Vergangenheitsbewältigung. Es gab also schon wichtige Etappen. Aber die Befragten haben das Gefühl, das sei oberflächlich?

Förderl-Schmid: Es wird schon konzediert, dass von offizieller Seite etwas getan wurde. Auch dass zumindest Deutschland finanziell viel geleistet hat. Aber viele Juden, die in Deutschland leben, haben dennoch Schwierigkeiten, sich als Deutsche zu bezeichnen. Einer sagte: Ich habe kein Problem, mich als Bayer oder Münchner zu bezeichnen. Diesen Zwiespalt erleben auch Juden, die in Israel leben. Einer hat gesagt: Ich habe Freunde in Deutschland, fahre hierher auf Urlaub, aber ich habe trotzdem noch immer ein ungutes Gefühl dabei und ein schlechtes Gewissen.

Prantl: Diejenigen, die geblieben sind wie Charlotte Knobloch, müssen sich ja häufig von denen, die nach Israel gingen, mit bitterer Kritik fragen lassen: Warum seid ihr eigentlich geblieben im Land der Täter?

Förderl-Schmid: Wir haben auch welche getroffen, die hier nicht einmal Wurzeln hatten, sondern aus der Slowakei gekommen und auf der Durchreise nach Amerika in Deutschland hängen geblieben sind. Von denen kam oft der Satz: Wir wollten nicht bleiben. Und sie fühlen diesen Rechtfertigungsdruck noch stärker, denn sie sind ja erst nach der Shoah nach Deutschland gekommen.

Prantl: Charlotte Knobloch erzählt, sie habe stets einen gepackten Koffer in ihrer Wohnung gehabt. Erst als in München das Jüdische Zentrum eröffnet worden ist, das wie ein architektonisches Wunder dasteht, habe sie sich entschlossen, den Koffer auspacken. Sie habe nun das Gefühl gehabt, sie könne hierbleiben. Was ist eigentlich für die Überlebenden Heimat?

Müller: Es gibt ein Ehepaar, das 4 Jahre jünger ist als ich und aus der Slowakei nach Deutschland gekommen ist. Beide haben mir den Eindruck vermittelt, dass sie sehr gerne in München leben. Ihre Nachbarn haben sie nie spüren lassen, dass sie

jüdisch sind, sie haben keine negativen Erfahrungen. Sie fühlen sich total wohl hier.

Prantl: Das hört man auch von jungen Israelis, die gerne in Berlin sind. Es gibt aber auch den manifesten Antisemitismus dort, der Juden auf der Straße attackiert. Trotz dieser massiven Übergriffe scheint die Hauptstadt des Täterlandes ein attraktives Ziel zu sein.

Förderl-Schmid: Viele Israelis interessieren sich nicht mehr so sehr für diese Geschichte, sie sind vor allem an billigem Wohnraum und an Jobmöglichkeiten interessiert. Großeltern, die zurückbleiben, haben aber Schwierigkeiten damit, wenn ihre Enkel nach Deutschland ziehen.

Prantl: Mit welchem Blick schauen die Überlebenden auf Deutschland und Österreich, wenn dort Aufklärung, Antirassismus und Minderheitenschutz immer mehr gefährdet sind?

Förderl-Schmid: Manche reden sich diese Entwicklungen schön, nach dem Motto: Jetzt hab ich endlich Frieden geschlossen.

Müller: Manche sagen, es ist doch nicht so schlimm. Und die Landschaft ist schön.

Förderl-Schmid: Andere befürchten das Schlimmste und sagen: Bin ich froh, dass ich nicht mehr mitbekomme, wie sich das weiterentwickelt, etwa nach der Regierungsbeteiligung der FPÖ.

Prantl: In Europa wird der radikale Populismus immer stärker, nicht nur wenn man nach Ungarn, Polen und Italien blickt. Auch in Israel gibt es mit Benjamin Netanjahu jemanden, der schon länger eine rechtspopulistische Regierung führt. Wie sehen die Überlebenden diese Entwicklung?

Förderl-Schmid: Sehr kritisch. Sowohl in ihrem eigenen Land, das ist Israel, als auch in jenen Staaten, aus denen sie kommen. Alle sind politisch höchst interessiert und informiert. Und besorgt. Das ist auch Ari Rath so gegangen, dem langjährigen Chefredakteur der „Jerusalem Post“, der mit 13 Jahren Wien verlassen musste und seine letzten Lebensjahre wieder in Österreich verbracht hat. Er war besorgt über die Entwicklungen in beiden Ländern. Ihm haben wir übrigens das Buch gewidmet.

Müller: Viele in Israel sind auch entsetzlich einsam.

Prantl: Ignatz Bubis, der langjährige Vorsitzende

Unfassbare Wunder

des Zentralrats der Juden in Deutschland, war am Ende seines Lebens erstaunlich pessimistisch. Ich bin damals auch erschrocken. Charlotte Knobloch hat mir erzählt, sie habe ihn in seinen letzten Lebenstagen angerufen und ihm gesagt: „Ignatz, du bist doch so erstaunlich erfolgreich gewesen.“ Aber er wollte das nicht mehr spüren. Jetzt scheint Knobloch ähnlich düster gestimmt zu sein. Sieht man diese Düsternis in den Porträts?

Müller: Die Einsamkeit und die Trauer sind ganz signifikant, das sieht man auch an meinen Bildern. Selbst bei jemandem, der Chef eines Kabarettts war, erkennt man diese unendliche Traurigkeit.

Prantl: Als jemand, der in den Gesichtern liest: Sieht man die Trauer in den Gesichtern?

Müller: Ja, ich bin ein Hautfotograf. Der Mensch hat mindestens zwei Möglichkeiten der expressiven Ansprache: sein Gesicht und seine Hände. Schmerz, Trauer, Freude. Das vermittelt er mit seinem Gesicht. Was die Hände der von mir Portraitierten erlitten haben, muss ich nicht beschreiben. Das alles wird sehr real, wenn man diesen Menschen begegnet und sie in den Arm nehmen darf.

Prantl: Wenn Überlebende erzählen, was sie in der Reichspogromnacht gemacht haben, wie sie an der Hand des Vaters durch München gelaufen sind – ich kriege dann eine gewisse Scheu, ich mag dann nicht mehr weiter bohrend neugierig nachfragen. Weil es so existenziell ist, weil so viel Schmerz damit verbunden ist. Gibt es diese Scheu auch bei Ihnen?

Müller: Ich wahre hochachtungsvolle Distanz, obwohl die Nähe da ist. Als mich Francois Mitterrand gefragt hat, was ich von ihm möchte, habe ich gesagt: „Ich möchte Ihnen nahe sein, ohne indiskret zu sein.“ Oder hast du das Gefühl, dass die Bilder, die mache, indiskret sind?

Förderl-Schmid: Nein. Ich muss mich auch manchmal überwinden, nachzufragen. Vor allem, wenn ich merke, es tut dem anderen weh, darüber zu sprechen. Und ich erlebe das Gespräch noch einmal, wenn ich es abtippe, und noch einmal, wenn ich den Text schreibe. Manche Sätze haben so eine Wucht, dass sie mich im Schlaf verfolgen. In dem Text stehen die Zitate im Mittelpunkt. Wie die Menschen aus-

schauen, brauche ich nicht zu beschreiben, denn das bringt Konrad mit seinen Bildern viel besser zum Ausdruck. Es sind so starke, eindringliche Bilder!

Prantl: Sie beschäftigen sich schon länger mit dem Holocaust. Hat die Arbeit an dem Buch Ihren Blick noch einmal verändert?

Müller: Das hat das Ganze potenziert. All das, was ich theoretisch wusste, habe ich haptisch erfahren können. Ich finde es ganz großartig, dass Alexandra das den Leuten überlässt, sich in meine Bilder zu vertiefen. Sie hat mir nichts weggenommen und nicht versucht zu erklären, wie diese Leute aussehen. Es ist eine Form von Zurückgenommenheit.

Förderl-Schmid: Für mich geht es darum, diesen Menschen auf die bestmögliche Art gerecht zu werden, die uns ihre persönliche Geschichte anvertraut haben und ihre Einschätzungen. Wir durften ihnen sehr nahe kommen. Bild und Text sind auf der gleichen Ebene.

Prantl: Der Journalist ist eigentlich tendenziell eitel. Insofern ist es schon etwas Besonderes, was Müller sagt – wenn man den Fotokünstler einfach machen lässt, nicht ins Bild eingreift und nicht seine eigenen Journalisten-Worte nimmt, um zu beschreiben, was da fotografiert wurde.

Müller: Ich finde, das Höchste, was man erzielen kann, ist, dass man etwas zustande bringt, was gleichwertig ist. Mir hätte man ohnehin nicht zuge-
traut, dass ich so ein Buch mache. Ich werde oft verschrien als der Diener der Macht, der Hinkriecher. Für mich schließt sich der Kreis vom Buch von Eugen Kogon, das ich 1948 zu lesen bekommen habe, bis zu diesem Buch 2018. Es wird vermutlich kein weiteres Buch mehr kommen für mich.

Förderl-Schmid: Was zwischen uns beiden ein Unterschied war: Ich kenne einige Menschen, die die Shoah erlebt haben, schon länger und näher. Und für dich war es eine neue Erfahrung. Du hast zum Beispiel noch nie eine Auschwitz-Nummer gesehen.

Müller: Es war eine unmittelbare Erfahrung, auch eine visuelle und haptische Erfahrung. Alexandra kannte einige schon länger und hat sie vorher schon besucht. Für mich waren all das Menschen, die ich noch nie vorher gesehen habe. Meist habe ich sie

mir angeschaut, während Alexandra mit ihnen gesprochen hat. Ich musste dann in dieser kurzen Zeit versuchen, diesen Menschen zu erfassen. Nicht nur die Haut. Das ist etwas, das nicht so viele Menschen, die fotografieren, können. Das Gespräch hat länger gedauert, aber für die Porträts habe ich nur wenige Minuten gebraucht.

Prantl: Für den Künstler dauert also das eigentliche Fotografieren nur eine kurze Zeit, aber das eigentliche Erfassen des Fotografierten, die Vorarbeit, viel länger.

Müller: Das ist eine große Gabe, die ich mitbekommen habe. Ich weiß nach diesem halben Jahrhundert, seitdem ich arbeite, dass ich in Menschen lesen kann.

Prantl: Mich hat immer wieder beschäftigt, dass es Zeitzeugen sind, die gesprochen haben. Und ich habe mich gefragt, ob diese Zeitzeugen sich fragen, was mit ihrer Erinnerung passiert, wenn sie nicht mehr da sind.

Föderl-Schmid: Das beschäftigt sehr viele. Für manche war es eine Motivation, bei dem Projekt mitzumachen. Eine Frau hat ihre Geschichte noch nie erzählt, auch nicht, als die Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem sie darum gebeten hat. Andere wollten sich lange Zeit nicht mit dem Thema beschäftigen und tun dies jetzt erst im Alter. Und eine Frau hat sich zwar fotografieren lassen, aber sie wollte nicht über diese Zeit reden. Für viele ist diese Wunde einfach noch nicht verheilt.

Prantl: Wenn die Wunde noch nicht verheilt ist, warum ist der Titel des Buches dann „Unfassbare Wunder“?

Föderl-Schmid: Viele haben gesagt, es ist eigentlich unfassbar, dass wir überlebt haben. Ein Wunder! Immer wieder kamen Szenen wie diese: Ich sollte abgeholt werden und habe es geschafft zu entkommen. Dieses Staunen hält bei vielen an. Und viele haben den Begriff Wunder verwendet, manche auch Glück.

Müller: Das ist auch eine Darstellung von Lebenskraft. Eigentlich kann man nicht verarbeiten, was diese Menschen erlebt haben. Dass sie so stark geworden sind dadurch. Sie sind hell und wach im Alter von 90, 95 Jahren. Sie sind so gestärkt aus ihrem Schicksal hervorgegangen, das kann man kaum glauben.

Prantl: Das heißt, das Überleben hält wach?

Müller: Ja, vor allem geistig.

Föderl-Schmid: Und viele sehen es auch als Verpflichtung an, gerade jetzt etwas zu sagen, noch einmal zu warnen mit all der erlebten Erfahrung im Hinterkopf. Vor der AfD, vor der FPÖ, die in Österreich in der Regierung sitzt.

Prantl: Bert Brecht hat in „Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui“ geschrieben: „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch.“ Und weil diese Menschen spüren, dass der Schoß noch fruchtbar ist, wollen sie reden. Was sie gemacht haben, ist also auch eine Art Protokollierung eines Testaments?

Müller: Ja, das ist es. Wir publizieren ein Testament dieser Menschen.

Föderl-Schmid: Es ist auch ein Weckruf. Der Holocaust ist nicht nur Geschichte, sondern Warnung. Die Überlebenden wollen nicht nur ihre eigene Geschichte noch einmal erzählen und aufgeschrieben wissen, sondern auch warnen angesichts dessen, was sie erlebt haben.

Prantl: Es ist also ein politisches Testament, eine aufrüttelnde Botschaft an die Gesellschaft.

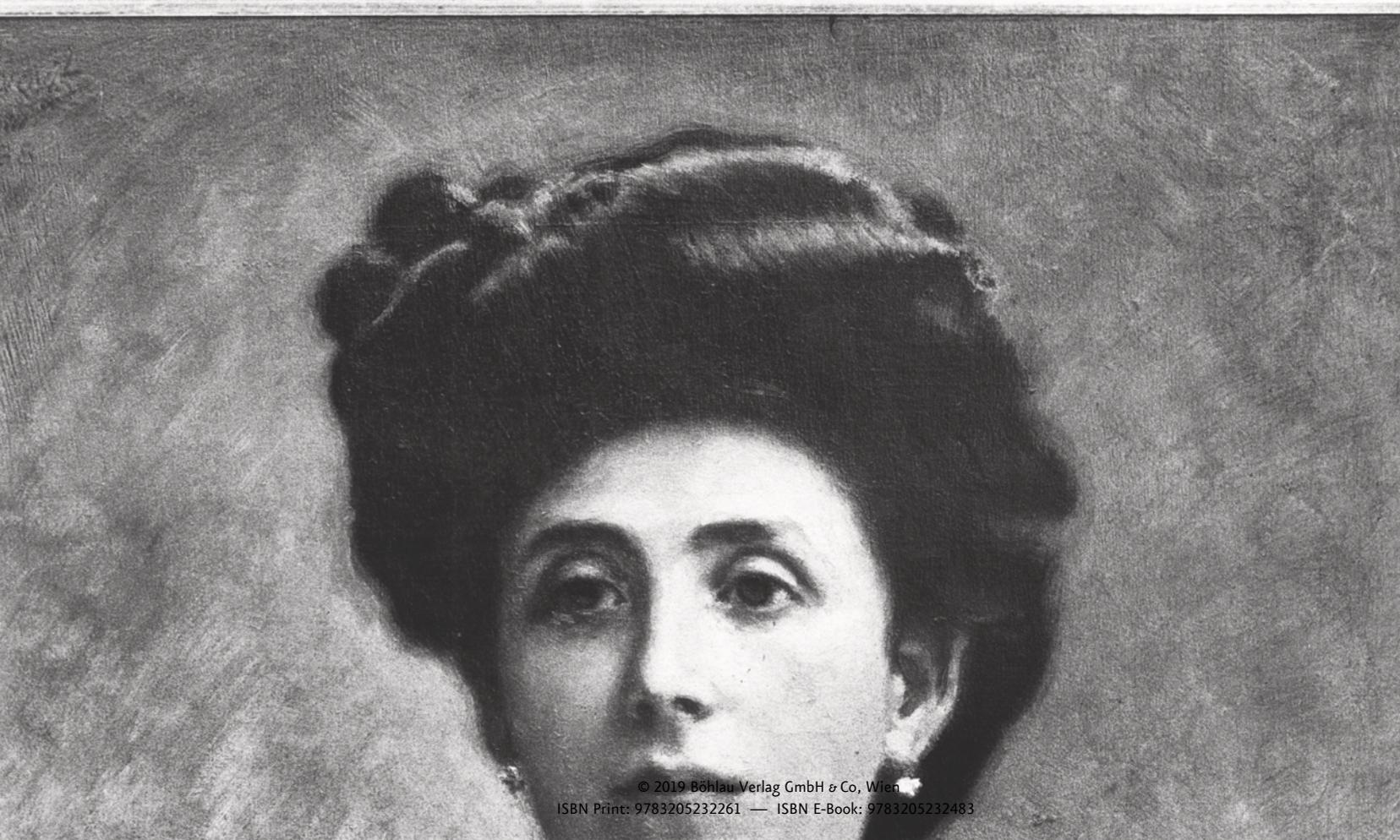
Heribert Prantl war vor seiner journalistischen Karriere Richter und Staatsanwalt. Seit 1988 arbeitet er bei der „Süddeutschen Zeitung“ und ist Mitglied der Chefredaktion.

Alexandra Förderl-Schmid ist eine Journalistin aus Österreich. Sie war Chefredakteurin und auch Co-Herausgeberin der Tageszeitung „Der Standard“ und ist jetzt Korrespondentin der „Süddeutschen Zeitung“ in Israel.

Konrad Rufus Müller ist der Fotograf der deutschen Kanzler, der Mächtigen der Politik, der außergewöhnlichen Menschen und starken Persönlichkeiten. Seine Arbeiten wurden in zahllosen Magazinen und in inzwischen 25 Bildbänden publiziert.

„In den Kreisen, in denen wir uns bewegen, erleben wir den Antisemitismus nicht, woanders gibt es ihn aber sehr wohl.“

Marianna und Ivan Bergida wurden 1943 in der heutigen Slowakei geboren, Marianna in Kosice, Ivan in Humenne. Marianna wurde vom Kindermädchen aus dem Lager gerettet, Ivan überlebte bis zur Befreiung versteckt im Wald. Beide leben seit 1968 in München.



Ihre Lebensgeschichten verschmelzen ineinander, so wie die Blicke, die sie immer wieder austauschen. Die beiden erzählen auch Bruchstücke aus dem Leben des anderen, denn sie kennen einander von Kindesalter an. Mit ihren Familien haben sie als Juden nicht nur unter den Nazis gelitten, sondern auch Antisemitismus in der kommunistischen Tschechoslowakei erfahren. Dass sie sich nach ihrer Ausreise 1968 ausgerechnet in Deutschland dauerhaft niederlassen würden, war nicht geplant. „Schon den Klang der deutschen Sprache habe ich als Bedrohung empfunden“, bekennt Marianna.

Dass Marianna überhaupt noch lebt, hat sie ihrem Kindermädchen Elisabeth zu verdanken. Vier Monate nach ihrer Geburt wurde ihre gesamte Verwandtschaft im Frühjahr 1944 deportiert: Gemeinsam mit ihrer Mutter und der damals 6-jährigen Schwester kam sie in ein Sammellager. Weil der Vater aus der deutschen Enklave in der Slowakei stammte und auch mit den Großeltern nur Deutsch gesprochen wurde, suchten die Eltern „ein deutsches Fräulein“. Elisabeth kam auch aus der deutschen Enklave in der Slowakei und kümmerte sich um Mariannas Schwester. Dann wollte sie wegen der Kriegswirren eigentlich nach Hause zu ihrer Familie. Elisabeth ließ sich aber erweichen zu bleiben, als sie hörte, dass Mariannas Mutter erneut schwanger war.

Im Frühjahr 1944 wurde die Stadt Kosice, die damals zu Ungarn gehörte, von Deutschen besetzt. Ihr Vater wurde zusammen mit seinem Vater und einigen jüdischen Persönlichkeiten der Stadt als Geiseln festgenommen.

Kurze Zeit danach wurden dann Tausende Juden von Kosice in einer Ziegelfabrik für den späteren Transport nach Auschwitz gesammelt. Das Kindermädchen durfte aber in das Lager hinein und brachte in einem großen Korb Essen für die Familie mit. „Und in diesem Korb hat sie mich rausgeschmuggelt. Sie wollte unter dem Mantel auch meine Schwester mitnehmen, aber meine Mutter und meine Schwester haben geweint. Meine Mutter hat gemeint, meine

Schwester sei stark genug, sie schaffe das! Sie haben gedacht, sie kommen irgendwohin zum Arbeiten.“

Sie kamen aber direkt nach Auschwitz und von der Rampe nach der Ankunft direkt in die Gaskammern. Vor allem Mütter mit Kindern sind gleich vergast worden: „Elisabeth hat später immer gesagt, hätte sie die Judith mitnehmen können, wäre vielleicht auch meine Mutter noch zurückgekommen. Aber alle, Großeltern, Tanten, Onkeln, Cousins und Cousinen, sind vergast worden.“ Überlebt haben nur ein 14-jähriger Cousin, der auf sich alleine gestellt versteckt in Budapest gelebt hat, und eine Cousine, die im KZ Bergen-Belsen als 12-Jährige überlebte. „Wir haben uns erst in den Achtzigerjahren gefunden“, sagt Marianna.

Von ihrer Mutter habe Elisabeth einen Zettel mit einer Adresse in Budapest bekommen, es war eine christliche Familie. „Weil ich ständig geweint habe, haben sie aber Angst gehabt, dass die Nachbarn Fragen stellen. Und sie haben uns weggeschickt.“

40 Kilometer ist Elisabeth gelaufen, wie sie später Marianna erzählt hat, es seien Bomben gefallen. Mit dem Kind sei sie dann auf einer Brücke stehen geblieben, von dort aus habe sie jemand aus einem nahe stehenden Haus hereingerufen. „Wir hatten Glück. Wir konnten bleiben. Elisabeth hat nicht verraten, dass ich ein jüdisches Kind bin. Sie hat dann im Haushalt geholfen. Ich war 4 Monate, als ich dorthin kam, und knapp 3 Jahre, als mein Vater uns abgeholt hat. Dort haben wir überlebt.“

Der Vater ist vom Gefängnis aus direkt in das KZ Auschwitz-Birkenau gebracht worden. Er war eigentlich promovierter Chemiker, hat aber angegeben, dass er Straßenbauer sei in der Annahme, die werden eher gebraucht. Denn nur wer arbeitsfähig war, hatte eine Überlebenschance in Auschwitz. Mariannas Vater gehörte zu den so genannten „Depot-Juden“. Das waren arbeitsfähige Juden aus Massentransporten, die in Auschwitz zum Weitertransport in andere Lager vorgesehen waren. Mariannas Vater kam ins KZ Mauthausen und wurde schließlich 1945

Vorige Seite: Marianna Bergida mit einem Bild ihrer Großmutter Sara Friedrich.

im Außenlager Ebensee befreit. Zeit seines Lebens begleitete ihn ein Messer, das er damals von einem Amerikaner geschenkt bekommen hat.

Nach seiner Rückkehr nach Kosice hat er sich beim Roten Kreuz gemeldet, auch das Kindermädchen hat eine Suchmeldung abgegeben. „Ich war schon fast 3 Jahre alt, als er mich in Albertirsa abgeholt hat.“ Dabei habe ihr Vater alles vorausgesehen vor dem Krieg. Während seines Chemiestudiums in Frankfurt am Main habe er Hitlers „Mein Kampf“ gelesen. „Er hat mitbekommen, was sich in Deutschland so getan hat. Er wollte auswandern und hat versucht, die ganze Familie zu überreden. Er wollte nach Palästina. Meine Großeltern haben aber gesagt, sie seien schon alt. Meine Mutter wollte nicht ohne Eltern gehen. Dann sind sie geblieben“, erzählt Marianna.

Ivans Eltern lebten in dem kleinen Ort Snina im Osten der Slowakei. Der Vater und zwei Brüder waren Schneider. Weil sie auch die Uniformen für die Polizei genäht haben, hielt der Polizeichef seine schützende Hand über die Familie. Er empfahl ihnen, in die größere Stadt Humenne umzuziehen, weil er sie dort besser schützen konnte. Dort kam Ivan im Februar 1943 zur Welt.

Mit der herannahenden Front mussten die in der Ostslowakei verbliebenen Juden Richtung Westen ziehen. Im August 1944 brach der slowakische Nationalaufstand aus. Die vom slowakischen Widerstand und Teilen des Militärs organisierte Erhebung war neben dem Warschauer Aufstand die größte Aktion gegen das nationalsozialistische System in Osteuropa. Als die Deutschen den Aufstand niedergeschlagen hatten und die Slowakei besetzten, suchten Juden in den Wäldern Schutz. „Vom Spätsommer 1944 bis zur Befreiung waren sie dort versteckt. In Hütten und Erdlöchern“, berichtet Ivan über das Schicksal seiner Familie und vieler Verwandter.

Es war ein langer, harter Winter. Gelebt wurde von dem, was der Wald hergab. So wurde mit Baumrinde Tee gekocht. Ab und zu brachten auch Bauern

etwas zu essen vorbei. „Aber es gab auch Bauern, die den Deutschen gezeigt haben, wo sich Juden versteckt haben“, weiß Ivan aus Erzählungen.

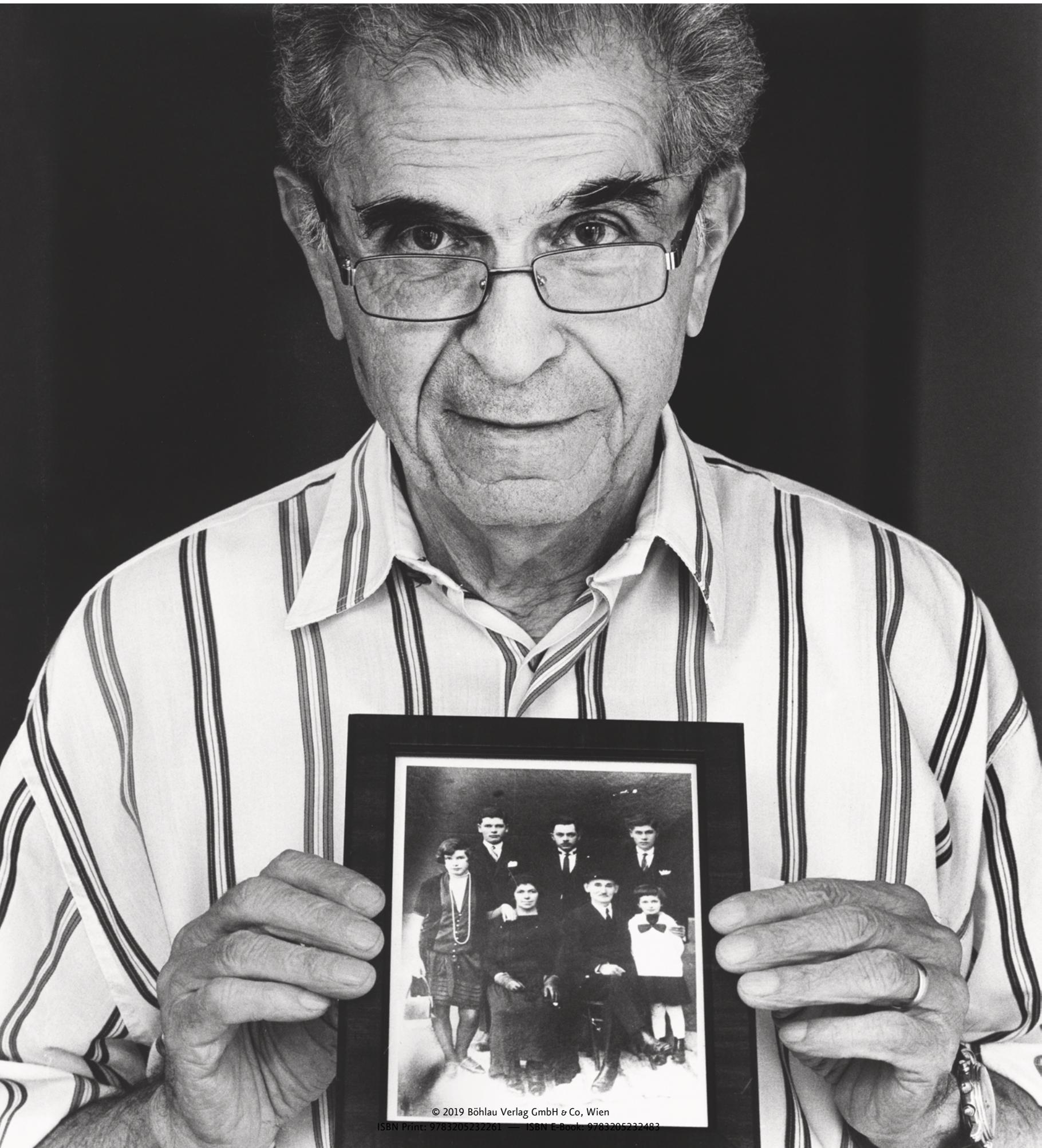
Da er selbst erst etwas über ein Jahr alt war, hat Ivan keine eigenen Erinnerungen daran. „Ich weiß nur Brocken von dem, was meine Eltern erzählt haben, wenn jemand ins Haus kam und einen Bezug dazu hatte. Sonst haben sie darüber geschwiegen.“ Seine Mutter habe einer Besucherin erzählt, wenn sie gewusst hätte, was auf sie zukomme, hätte sie vorher Schluss gemacht. „Darüber bin ich als Kind sehr erschrocken.“

Von einer Gruppe von etwa 80 Leuten, die sich dort versteckt hielten, sollte schließlich nur seine Familie überleben. Als die Kampfhandlungen 1945 immer näher rückten, wollten alle über die Wälder der Niederen Tatra auf die russische und damit vermeintlich sichere Seite gelangen. Weil die Großmutter nicht mehr gehen konnte, blieben seine Eltern mit ihm bei ihr in diesem Versteck. Die anderen zogen los, fielen deutschen Soldaten in die Hände und wurden alle erschossen – darunter zwei Brüder des Vaters und die Ehefrau von einem. „Wir sind die einzigen, die überlebt haben“, sagt Ivan.

Diese Monate im Versteck haben auch bei dem Kind Spuren hinterlassen. Er selbst habe mit etwas über einem Jahr schon gehen und etwas sprechen können. Nach den Monaten im Versteck, wo sich auch Kinder ruhig und still verhalten mussten, konnte er weder das eine noch das andere, berichtet Ivan. „Ich war geschwächt, aber sonst intakt.“

Marianna ergänzt, dass sich die Großmutter zuerst schlecht gefühlt haben dürfte, weil die Familie wegen ihr zurückgeblieben sei. „Und am Ende haben sie genau deshalb überlebt. Unglaublich!“

Eine von Ivans Tanten war 3 Jahre in Auschwitz und hat überlebt, die andere Tante hat das mit gefälschten Papieren in der Slowakei geschafft. Die eine ist später nach Australien, die andere nach Israel aus-



gewandert. Seine Eltern seien wohl wegen der Großmutter in Kosice geblieben, mutmaßt Ivan. Er sei 15 Jahre alt gewesen, als sie gestorben ist. An die Großmutter kann sich auch Marianna noch erinnern. „Sie war sehr depressiv.“

Marianna war 10 Jahre alt, als sie Ivan zum ersten Mal traf. Sie sollte eine seiner Schwestern bei einem Gesangsauftritt am Klavier begleiten. Sie waren auch in einer Klasse, aber erst nach dem Abitur, als Ivan für das Studium nach Prag zog, „hat es richtig begonnen“ – ihre Beziehung startete mit einem ausgiebigen Briefwechsel, aus dem Liebe und eine lange Ehe wurde.

Dass die Familien der beiden jüdisch waren, das war in ihrer Umgebung bekannt. Denn ihre Väter hatten Funktionen in der Synagoge und der jüdischen Gemeinde inne. „Ich habe genug Antisemitismus miterlebt als Kind. Die anderen Kinder haben das gesagt, was sie zu Hause gehört haben. Die Slowaken haben keine Hemmungen gehabt, Juden als solche zu beschimpfen“, sagt Ivan.

Für Mariannas Vaters, der zwar die Zeit in den Konzentrationslagern Auschwitz, Mauthausen und Ebensee überlebt hatte, blieb es nicht bei Beschimpfungen. Für ihn begann nach 1945 ein zweiter, jahrelanger Leidensweg. Er konnte zwar wieder mit seiner Tochter zusammenleben, aber nur für kurze Zeit. Er protestierte 1949 als Vorsitzender der jüdischen Gemeinde beim Chef der kommunistischen Partei, weil in Kosice einige der sechs Synagogen nach und nach beschlagnahmt wurden. Kurz darauf wurde er verhaftet. Er wurde während einer Geschäftsreise festgenommen und kam einfach nicht mehr nach Hause. Und wieder war es das Kindermädchen Elisabeth, die sich alleine um Marianna kümmerte.

Marianna war damals 6 Jahre alt. „Ich kann mich nur erinnern, dass plötzlich sehr viele Männer mit Hüten da waren und Geld gezahlt haben, das sie aus der Fabrik meines Vaters geholt haben. Ich wusste

damit nichts anzufangen. Es war oft so, dass ich als Kind etwas gesehen habe, ohne es zu verstehen und es war niemand da, um es mir zu erklären.“

Die vom Großvater gegründete Chemiefabrik war ihrem Vater nach dem Krieg wieder zurückgegeben worden. „Dann hat man uns alles weggenommen. Teppiche, Radio, alles, was irgendeinen Wert hatte.“ In die große Wohnung wurde ein Ehepaar einquartiert, der Mann war vermutlich Geheimpolizist. Elisabeth und Marianna durften ein Zimmer und die Toilette benutzen. Zur Körperpflege mussten sie in die Waschküche im Dachgeschoß gehen.

Mariannas Vater wurde des Hochverrats beschuldigt. Zu dieser Zeit wurden Schauprozesse in der Tschechoslowakei geführt, die einen antisemitischen Hintergrund hatten. Der bekannteste war der so genannte Slansky-Prozess 1952 gegen 14 Mitglieder der kommunistischen Partei, darunter der Generalsekretär Rudolf Slansky. Elf der Angeklagten waren Juden, ihnen wurde eine trotzkistisch-zionistische Verschwörung vorgeworfen. Elf wurden nach dem Urteil gehängt, drei erhielten lebenslange Freiheitsstrafen.

Der Name ihres Vaters schallte aus den Lautsprechern, wenn Marianna in Kosice durch die Straßen ging. „Sie sagten, er sei ein Hochverräter und Zionist.“ Bekannte wechselten die Straßenseite, wenn sie das Mädchen erblickten, um nicht mit ihr gesehen zu werden. Auch in der Zeitung wurde über ihn geschrieben: „Ich habe mir damals als 6-Jährige überlegt, soll ich stolz sein oder ist es etwas Schlimmes?“ 13 Monate saß er in Einzelhaft und wurde gefoltert, um ein Geständnis zu erzwingen. Er verlor auch das Erziehungsrecht.

Erst nach 3 Jahren gab es einen öffentlichen Prozess, bei dem Zeugen gezwungen wurden, gegen ihn auszusagen. Einer der Hauptzeugen hat auf Aufforderung ihres Vaters zugegeben, ihn nie getroffen zu haben, und seine Aussage zurückgezogen. Es gab keine Beweise und er hat kein Geständnis unterschrieben, so wurde er freigelassen.

Auf dem Foto, vermutlich aus dem Jahr 1925, sind Ivan Bergidas Großmutter Rezi und Großvater Michael Leopold Bergida vorne links zu sehen, sein Vater David hinten rechts im Kreise seiner Geschwister.

Aber er durfte nicht nach Hause, sondern musste in Prag bleiben. Nach einem Jahr wurde ihr Vater erneut verhaftet, für weitere 2 Jahre. Er musste in einem Uranbergwerk in Joachimstal arbeiten. „Er war insgesamt 6 Jahre weg und 5 Jahre davon im Gefängnis“, erzählt Marianna.

Als er endlich nach Hause durfte, war seine Tochter bereits fast 13 Jahre alt. Mit ihm kamen auch wieder Teppiche und Porzellan zurück in die Wohnung. Um sein Heim musste er aber kämpfen, denn die einquartierten Bewohner wollten nicht weichen und warfen ihm Undankbarkeit vor, weil sie der Tochter und dem Kindermädchen immerhin ein Zimmer überlassen hätten.

Um das Sorgerecht wiederzubekommen, musste er ebenfalls vor Gericht kämpfen. Als Marianna dort gefragt wurde, ob er sich immer um sie gekümmert habe, habe sie geantwortet: „Natürlich!“ Da habe der Vater zu weinen begonnen. „Denn er hat sich ja nicht kümmern können.“

Marianna wurde später ein Studienplatz verwehrt, weil ihr Vater politischer Häftling gewesen ist. Als diese Entscheidung in der Schule vor dem Abitur getroffen wurde, war Ivan anwesend, denn er war zu dieser Zeit Vorsitzender der kommunistischen Jugend. „Aber ich hatte nichts zu sagen und nichts zu entscheiden dabei.“

Aber gleich nach der Sitzung sei er zu ihr gekommen und habe sie informiert, erzählt Marianna. Auch ihre Klassenlehrerin habe diese Entscheidung bedauert und ihr geraten, dass sie zu einem neu gegründeten pädagogischen Institut gehen solle, wo Bewerber willkommen waren. Dort wurde sie aufgenommen und ist von den anderen Studierenden sogar zur Vorsitzenden der kommunistischen Jugendorganisation vorgeschlagen worden. „Als der Professor das gehört hat, ist er blass geworden, so weiß wie sein Sakko.“ Denn sie war als „schlechter Kader“ eingetragen. Die Wahl wurde verschoben. Aber auch bei der späteren Wiederholung haben die Kommilitonen sie erneut vor-

geschlagen und gewählt. Marianna fand die Situation so witzig, dass sie die Wahl annahm und das Amt ein Jahr auch ausgeübt hat.

Zu Hause wurde über die schlimme Zeit nicht geredet. „Nie, kein Wort. Das Schlimmste war, er hat nie über seine Familie gesprochen. Und ich habe nicht gefragt. Ich habe keine Ahnung, wie meine Mutter war. Und das ist wirklich traurig“, sagt Marianna. Ihr Vater betrieb dann seine legale Ausreise. Die Genehmigung bekam er 1965 auch deshalb, weil er rehabilitiert wurde und ihm eigentlich vom Staat eine Entschädigung für 5 Jahre Haft zugestanden wäre. „Er wollte kein Geld, sondern lieber seinen Pass. So kam er raus.“

Als Mariannas Vater in Deutschland ankam, war er schon 63 Jahre alt. Der ehemalige Fabrikbesitzer war gezwungen, sich um Jobs zu bewerben. Weil er als Chemiker in einer Firma ein Problem lösen konnte, an dem andere vorher gescheitert waren, bekam er die Stelle und blieb in Düsseldorf. Die junge Familie wollte auch auswandern, aber es war nicht möglich. „Mein Vater meinte, er könnte uns über Jugoslawien rausholen. Ich wollte das nicht, denn ich hatte zu der Zeit schon ein Kind und wollte kein Risiko eingehen“, berichtet Marianna.

Als der damalige Generalsekretär der kommunistischen Partei, Alexander Dubcek, im Frühjahr 1968 begann, seinen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ umzusetzen, gab es für kurze Zeit die Möglichkeit der legalen Auswanderung. Ivan, der Elektroniker war, durfte im Frühsommer 1968 Mariannas Vater besuchen und bewarb sich bei der Gelegenheit bei IBM. Es wurde ihm eine Stelle angeboten, wenn er bis Jahresende mit Familie auswandern könne. Marianna fragte in Kosice einen Nachbarn, der Beziehungen zur kommunistischen Partei und Behörden hatte, ob er ihnen behilflich sei, legal auszuwandern. Als Gegenleistung bekäme er Haus und Garten.

Schließlich wurde der dreiköpfigen Familie in Aussicht gestellt, im Laufe des Jahres auswandern zu

dürfen. Aber am 21. August 1968 marschierten die Truppen des Warschauer Pakts ein und russische Panzer walzten die Hoffnungen des „Prager Frühlings“ und die Pläne der jungen Familie nieder.

Der Nachbar musste sich dann auch verstecken und gab ihnen vorher noch den Rat, sie sollten so schnell wie möglich ausreisen. Sein Gewährsmann teilte ihnen mit, noch gelte die Rechtslage aus der Dubcek-Zeit, aber eine legale Auswanderung erfordere ein langes Procedere. Er könne ihnen lediglich eine Genehmigung für drei Tage für eine Besuchsreise nach Wien erteilen. Aber sie konnten nicht sofort fahren, denn Marianna hatte just an diesem Tag eine Mandeloperation.

Aber am 2. September 1968 war es so weit. Nach drei Tagen in Wien hatte Mariannas Vater alles so weit geregelt, dass seine Tochter, der Schwiegersohn und sein 2-jähriger Enkel Robert nach Deutschland kommen konnten.

„Wir wollten raus, aber auf keinen Fall in Deutschland bleiben. Es sollte nur eine Zwischenstation sein auf dem Weg nach Kanada“, erinnert sich Marianna. Ivan ergänzt: „Aber dann lief alles so glatt und gut, dass der Drive wegzugehen und noch einmal durchzustarten nicht mehr da war“, sagt Ivan.

In der Personalabteilung bei IBM in Sindelfingen habe man ihnen nicht nur eine Firmenwohnung zugeteilt, sondern auch gleich einen Gehaltsvorschuss gegeben. Ein Mitarbeiter der Personalabteilung fuhr mit Ivan zum nächstgelegenen Kaufhaus, um Bettwäsche und Lebensmittel für die erste Zeit zu kaufen. „So haben wir angefangen und so wurden wir aufgenommen.“

1970 kam noch Tochter Ruth auf die Welt. Aus einer Zwischenstation wurden 40 Jahre in Sindelfingen. „Gleich von Anfang an haben wir lauter nette Leute getroffen. Wir haben mehr Freunde gehabt, als wir in der Tschechoslowakei hatten“, erzählt Marianna, die nach 6 Jahren Aufenthalt in Deutschland als Lehrerin

in einer Grund- und Hauptschule zu arbeiten begonnen hat.

Aus dieser Zeit erinnert sie sich auch an eine Episode: In ihrem ersten Jahr habe sie mit der Klasse eine Weihnachtsfeier vorbereitet. Die Lieder für das christliche Weihnachtsfest kannte Marianna alle auf Deutsch, weil ihr Kindermädchen Elisabeth sie jedes Jahr zu Weihnachten mit ihr gesungen habe. Als sich ein Vater bei ihr für die schöne Feier bedankt habe mit der Bemerkung, man sehe daran, dass sie damit aufgewachsen sei, da habe sie vor allen Leuten gesagt: „Nicht wirklich, ich bin Jüdin.“

Am Ende des Schuljahres habe sie dann von den Schülern eine Menora, einen siebenarmigen Leuchter, geschenkt bekommen. „In der Slowakei gab es offenen Antisemitismus. Hier habe ich zu keiner Zeit schlechte Erfahrungen als Jüdin gemacht. Auch unsere Kinder nicht, obwohl es in unserer Umgebung bekannt ist, dass wir Juden sind.“ Ivan fügt hinzu: „Wir haben uns als Juden in Deutschland von Anfang an viel freier gefühlt als je in der Tschechoslowakei.“

Er schränkt allerdings ein, dass es sehr wohl einen Vorfall gegeben habe. Mariannas Vater sei 1980 gestorben, 10 Jahre später sei der jüdische Friedhof in Stuttgart geschändet worden. „Wir sahen am Morgen ein Foto von seinem Grab in der Zeitung: Mit Hakenkreuzen beschmiert und teilweise zerstört.“ Die Täter waren Jugendliche, die schnell ermittelt wurden. In der Stadt gab es einen Protestmarsch und es war für die beiden beeindruckend, wie sich spontan zahlreiche Menschen daran beteiligt haben.

„In den Kreisen, in denen wir uns bewegen, erleben wir den Antisemitismus nicht, woanders gibt es ihn aber sehr wohl“, sagt Ivan. Dass sie ihren Eltern nicht mehr Fragen gestellt haben, tut beiden heute leid. „Wenn ich meinen Vater fragen wollte, dann hat sich sein Gesicht so verdunkelt und ich habe gedacht, dass ich ihm damit weh tue. Das wollte ich ihm nicht antun“, erklärt Marianna. Ivan hat 1968 seine Eltern in der Tschechoslowakei zurückgelassen, davor wurde

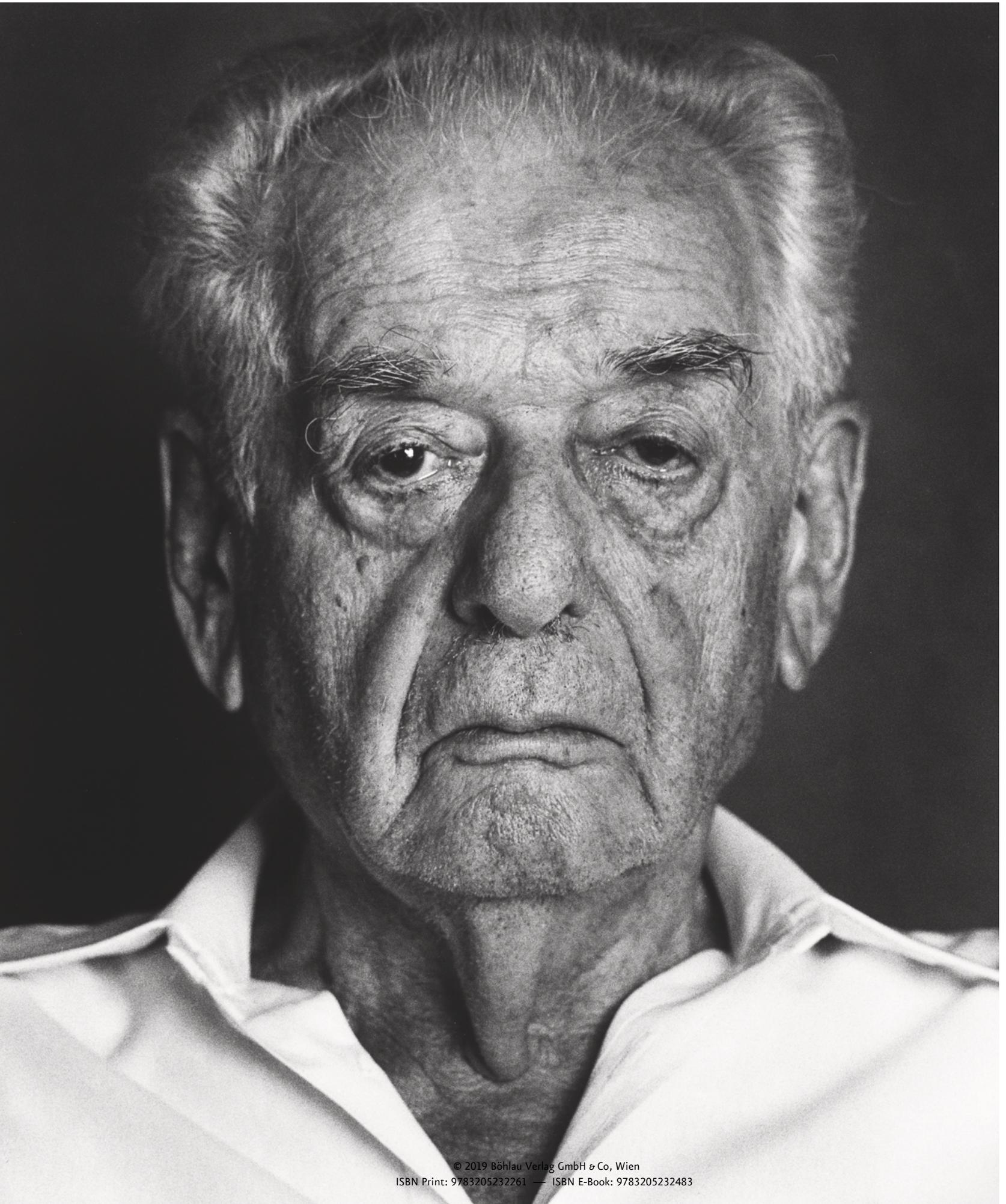
so gut wie nicht über die Zeit während des Nationalsozialismus gesprochen. „Aber es hat unseren Alltag nicht bestimmt. Ich bin ganz normal aufgewachsen, mit allen Freiheiten, die ich brauchte, und dafür bin ich meinen Eltern noch heute dankbar.“

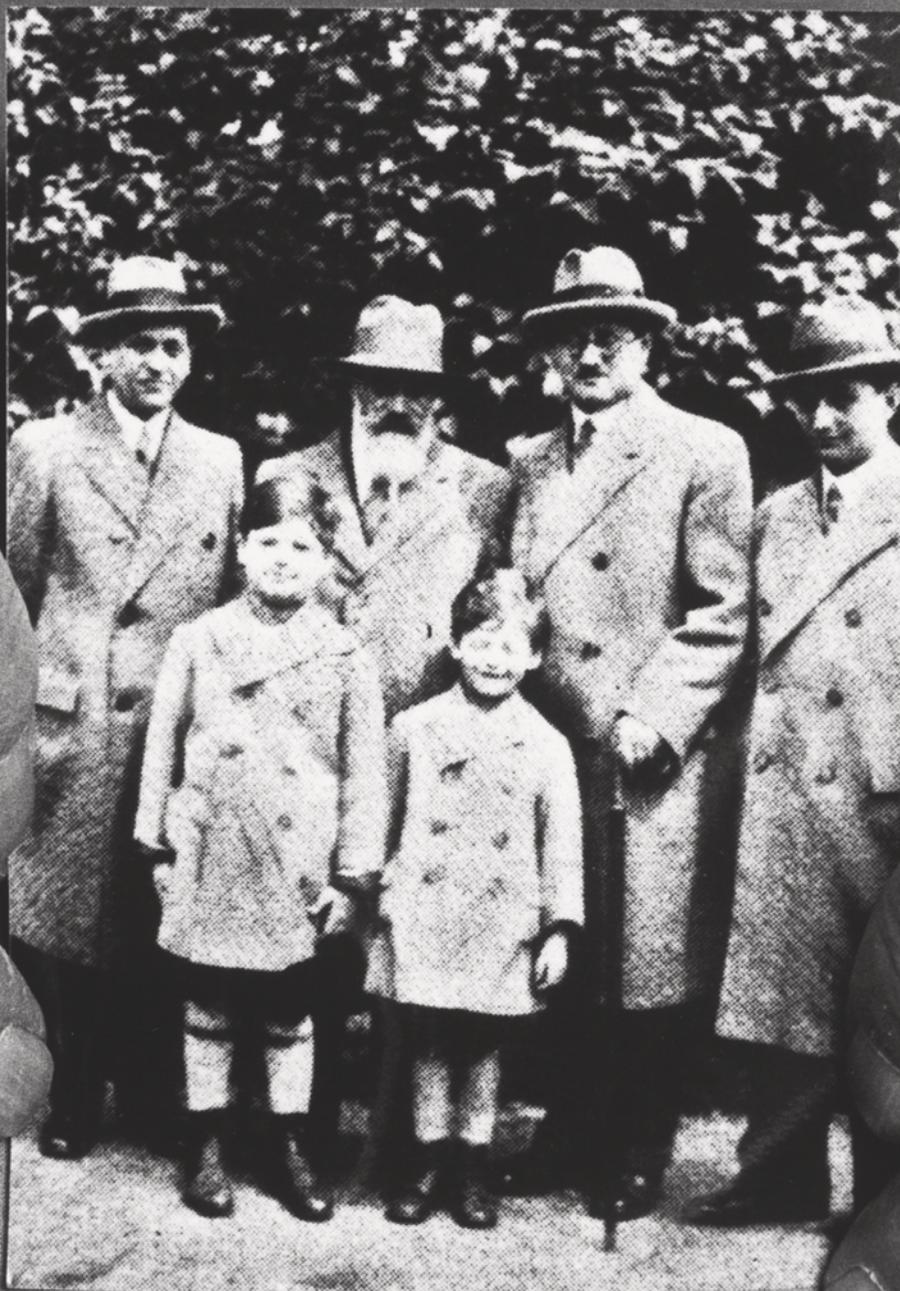
Marianna hat dann später rund 70 Interviews für die „Shoah-Foundation“ gemacht. Regisseur Steven Spielberg hat nach seinem 1993 erschienenen Film „Schindlers Liste“ ein Projekt initiiert, damit die Erlebnisse der Zeitzeugen auf Videos aufgezeichnet und vor dem Vergessen bewahrt werden. Damals habe sie sehr lange gezögert mitzuarbeiten und sich selbst der Auseinandersetzung mit dem Holocaust zu stellen. „Das ist ein großes, schwarzes Irgendetwas, an dem will man nicht rühren. Ich habe mir gedacht, das ist psychisch für mich zu schwierig.“ Schließlich habe sie sich doch überwunden, weil sie gedacht habe, mehr über die eigene Familie zu erfahren und die Schicksale der Opfer für deren Nachkommen zu bewahren.

Aber es habe lange gedauert, ehe sie sich getraut habe, ein Interview mit Auschwitz-Bezug zu führen, sagt Marianna. Es war also auch eine Konfrontation mit ihrer eigenen Geschichte? „Ja, und das war schließlich sehr gut für mich.“

„Der Antisemitismus
hatte und hat in
Österreich Tradition.
Damit verbunden
ist Deutschtümelei und
Nationalsozialismus.“

Hugo Brainin wurde 1924 in Wien geboren, wo er mit seiner Frau Lotte lebt. Sie hat die Konzentrationslager Auschwitz und Ravensbrück überlebt, er überstand die Nazizeit in Großbritannien.





Antisemitismus bekam Hugo Brainin schon lange vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten zu spüren. „Beim Fußballspielen auf der Straße hörte ich oft genug: ‚Sajud, geh nach Palästina!‘“

Aber ernst wurde es für ihn und seine Verwandten erst, als der damalige österreichische Bundeskanzler Kurt Schuschnigg am Abend des 11. März 1938 zurücktrat mit den Worten: „Gott schütze Österreich.“ Die berühmte Rede und danach den Satz aus dem Haydn-Streichquartett, zu dessen Melodie noch in der Ersten Republik die Bundeshymne gesungen wurde, hörten der damals 13-Jährige und sein ein Jahr älterer Bruder Norbert in der Wohnung einer Tante in der Glockengasse in Wien. „Als wir dann zu Fuß nach Haus gingen, konnte man überall das Klängen der zerberstenden Glasscheiben hören. Schon damals gab es eingeschlagene Auslagen, die Polizisten sind alle schon mit Hakenkreuzschleifen am linken Arm unterwegs gewesen. Das ging alles unglaublich schnell. Wir haben die Deutschen gar nicht gebraucht, bei uns gab es genug Nazis.“

Hunderttausende jubelten Adolf Hitler auf dem Heldenplatz zu, als er am 15. März 1938 auf dem Balkon der Hofburg in Wien „den Eintritt meiner Heimat in das Deutsche Reich“ verkündete. „Es war nicht so, dass der Hitler einmarschiert ist. Die Machtergreifung durch die Nazis ist von Österreich aus erfolgt“, kommentiert Brainin.

Kurze Zeit später, am 4. April, kam Hitler erneut in die Stadt. Die Route, auf der er im offenen Mercedes fuhr, sollte an ihrem Haus vorbei führen. An eine Episode an diesem Tag erinnert sich Hugo noch heute bis ins kleinste Detail. Der Hausbesorger wollte sich eine bessere Sichtposition auf den Führer verschaffen und läutete bei der Familie. Kurze Zeit später begehrt zwei Männer in schwarzer Uniform ebenfalls Einlass, „meine ersten zwei SSler, erinnert sich Brainin daran und an ihre Frage: ‚Ist das eine Judenwohnung?‘“ Der Hausmeister versicherte den Männern, dass er persönlich dafür sorgen werde, dass die Fenster geschlossen blieben und nichts auf die

Straße geworfen werde. Als dann von der Straße die Rufe „Heil, Heil, Heil!“ und „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“ heraufschallten, habe der Hausmeister plötzlich den Arm zum Hitlergruß gehoben und mitgeschrieben. „Das muss man sich bildlich vorstellen: bei zugemachtem Fenster! Das war ein Sozialdemokrat. Für mich war das ein Schlüsselerlebnis. Der psychische Druck war so stark, dass es ihn mitgerissen hat. Da hab ich gesehen, wie man sich hüten muss vor den Massen. Wo man hingeschaut hat, waren Nazis.“

Ein „echter Nazi“ habe jedoch Verwandten, Leo Brainin und seiner Frau das Leben gerettet. „Leo war nicht nur Jude, sondern auch Kommunist“, erinnert sich Brainin. Der Nazi habe in Uniform die Herausgabe „meiner Juden“ beansprucht, als seine Nachbarn im Wiener Bezirk Floridsdorf verhaftet worden waren. Er ermöglichte ihnen so die Flucht. „Aber das war ein Einzelfall“, sagt Brainin.

Zu einer regelrechten Massenhysterie wurde die so genannte Reichspogromnacht. So wie jeden Tag seit dem Tod ihrer Mutter im Jänner 1938 waren die beiden Brüder dem jüdischen Brauch folgend auch am 9. November in den Tempel in der Pazmanitengasse gegangen, um Kaddisch zu beten. „Plötzlich hörten wir Lärm, die Tür wurde eingeschlagen. Männer und Jugendliche stürmten herein, mein Bruder und ich liefen hinten bei der Tür hinaus. Es war ein völlig enthemmter Mob, die Horden haben das Gebäude angezündet. Buben, nicht älter als wir selbst, sind mit Stöcken bewaffnet, alten Männern mit weißen Bärten nachgelaufen und haben auf sie eingeschlagen. Wir sind so schnell gelaufen, wie wir konnten.“ Die beiden kamen unbeschadet an.

Das Zuhause von Hugo und Norbert war damals bei ihrer Tante Dora in der Wiener Nordbahnstraße, wo sie seit dem Tod ihrer Mutter lebten. Der Vater war gestorben, als Hugo Brainin 6 Jahre alt war. Er stammt aus einer weit verzweigten Familie russischer Juden, unter ihnen der bekannte Autor Boris Brainin. Ein Teil der Familie kam Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Wien, sie lebten vom Fellhandel und Pelz-

Auf dem Foto auf dem Jahr 1928 sind zu sehen (von links): Hugos Vater Adolf, Großonkel Reuben, Onkel Salomon und Onkel Leo. Vorne sein älterer Bruder Norbert und Hugo Brainin.